



Nach dem Herausbrechen im Steinbruch wurden die Mülhsteine in der Werkstatt zurechtgehauen. Aufnahme aus Perg, 1910.

[Mühlsteinmuseum Perg]

Die Steinbrecher von Perg

Handwerk. Mülhsteine waren das Herzstück jeder Mühle. Ihre Herstellung gehört zu den ältesten und anstrengendsten Kulturtechniken. Ein Besuch im Mülhsteinmuseum von Perg.

Ein Sommer in Coronazeiten kann auch eine Einladung sein, lang Übersehene in der Umgebung zu erforschen. Eine solche kulturgeschichtliche Entdeckung ist das Mülhsteinmuseum im oberösterreichischen Perg: Hier, im sogenannten Steinbrecherhaus, wird eine alte Handwerkskunst dokumentiert, die im kollektiven Gedächtnis viel weniger präsent ist als das Hämmern der Schmiede oder das Hobeln der Tischler. Dennoch war sie für das Überleben der vormodernen Bevölkerung Europas wichtig. Mülhsteine waren das Herzstück jeder Mühle. Sie standen unter besonderem Schutz: „Man soll nicht Mühle noch Mülhstein pfänden; denn wer das tut, pfändet das Leben“, heißt es im Buch Mose.

Über Jahrhunderte blieb der körperlich anstrengende und technisch komplexe Prozess der Mülhsteinproduktion, eine der ältesten Kulturtechniken des Menschen, immer gleich. Doch wenige interessierten sich für die Arbeiter, die schwere Hämmer schwingen, um die Mülhsteine aus dem Gestein zu brechen. Die Tradition, dass hier, in Perg, ebenso wie im niederösterreichischen Wallsee, aus dem lokalen Gestein Mülhsteine abgebaut wurden, geht weit zurück. Nicht nur das Gestein war sehr hart, es war auch ein hartes Gewerbe, das hier besonders gut dokumentiert ist. Hat man die Gelegenheit, Harald Marschner, dem Museumsobmann und profunden Kenner der österreichischen Mülhsteinindustrie, zuzuhören, erfährt man alles über den für die Gegend einst so wichtigen Wirtschaftszweig. Erklärt wird die Geschichte der Gewinnung und Bearbeitung der Perger Mülhsteine, aber auch die Steinmüllerei, die Vielfalt des Mahlens von Getreide. (Man sollte sich im Museum, das nicht immer geöffnet hat, anmelden).

Mahlsteine gab es schon in der Steinzeit

Mülhsteine gehören seit Jahrtausenden zu den wichtigsten Werkzeugen der Menschheit. Die Entwicklung begann schon in der Steinzeit. Damals lernten die Menschen, Steine als Mörser zu nutzen, um damit Wurzeln zu zerstoßen und Samen zu zerkleinern. Nicht nur die Stärkekörner, auch die charakteristischen Gebrauchss- und Abnutzungsspuren auf den Mahlsteinen haben die Jahrtausende überdauert. Elektronenmikroskope können die Spuren der Nahrungszubereitung auf den Mahlsteinen sichtbar machen.

Sie liefern also wertvolle Hinweise auf die Ernährung der Menschen. Gingen Anthropologen früher von einem überwiegend

fleischhaltigen Speiseplan der Steinzeitmenschen aus, der vor allem auf dem erfolgreichen Jagen basierte, zeigen die Spuren der Pflanzenverarbeitung: Es gab auch Tage mit vegetarischer Kost. Waren die Menschen in der Lage, mit diesem Steinmaterial aus den Getreidekörnern Mehl zu machen, das dann gekocht oder geröstet wurde, gelang ihnen zum ersten Mal die Produktion von Brot. Bequemer wurde die Arbeit durch einfache Handdrehmühlen, wie sie die römischen Legionäre mit sich trugen und wie sie auf Bauernhöfen lang zu finden waren.

DIE WELT BIS GESTERN



VON GÜNTHER HALLER

Aus den kleinen Scheiben wurden mächtige Rundsteine. Die uns bekannten Wassermühlen mit zwei übereinanderliegenden Mülhsteinen, mit denen das Getreide gemahlen wurde, sind eine Erfindung der römischen Antike. Windmühlen gab es in Europa erst ab dem 11. Jahrhundert, es war eine Technik aus Persien, die die Kreuzfahrer mitbrachten. Die Mühlen standen im Mittelalter oft an einsamen Orten außerhalb der Dörfer, hier klapperte, quietschte und knarrte es tagein tagaus, das war manchem unheimlich. Standorte waren immer bei Wasserläufen, an den Mühlenbächen, die auch bei geringer Wasserführung noch imstande waren, das Mühlenrad anzutreiben.

Die Müller waren den unberechenbaren Gewalten des Wassers ausgesetzt. Viele Lieder besingen das Geschick der Müller, in ihren entlegenen Mühlen nur mit Selbsthilfe durchzukommen. Eine Mühle war zudem im Mittelalter eine kostspielige Investition. Alles kam auf die Qualität der Mülhsteine an. Sie wurden aus hartem, oft porösem Gestein geschlagen, aus Porphy, Basaltlava, speziellem Quarz-Sandstein, wie er auch in Perg vorkommt. Der sehr harte, körnige Sandstein hier, so Harald Marschner, ist ein Sedimentgestein, das vor 30 bis 40 Millionen Jahren im Tertiär entstand.

Mit bis zu 7 kg schweren Hämmer wurden die Steine direkt aus dem Sandstein des Steinbruchs herausgehauen. Eine schweißtreibende Arbeit. Das Maß wurde mit einem Zirkel vorgezeichnet, darauf wurde ein Zylinder in der ungefähren Höhe des Mülhsteins herausgeschlagen, er wurde mittels

Eisenkeilen vom Untergrund abgesprengt. Das war der heikelste Teil der Arbeit: Bildete sich ein Riss im Stein, war alles umsonst. Riskant der Einsatz von Schwarzpulver.

Leben am Steinbruch

Die Steinbrecher wohnten in kleinen Häusern am Rande des Steinbruchs. Eines davon, aus dem Jahr 1802, ist in Perg noch im Originalzustand erhalten. Pro Woche schaffte ein guter Arbeiter zwei Mülhsteinrohlinge, sie sahen aus wie steinerne Kuchen und wurden dann in der Werkstatt auf das genaue Maß zurechtgehauen. In der Mühle lag dann der untere Mülhstein unbeweglich, der obere, der Läufer, war mit der Antriebswelle der Mühle verbunden und rotierte über dem Bodenstein. Das Korn gelangte über eine Öffnung im Läuferstein, das „Auge“, zwischen die Steine und wurde in dem sehr fein eingestellten Zwischenraum von den eingemeißelten Rillen im Läuferstein zerschnitten.

Peter Fraundorfer erforschte die Zunft der Steinbrecher in Perg: Sie sind bereits 1391 nachweisbar. Im 16. Jahrhundert besaßen sie eine so große überregionale Stellung, dass ihnen von Kaiser Rudolf II. ihre Handwerksordnung bestätigt wurde. Zur besten Zeit war ihr Gewerbe so gut ausgebaut, dass es mit Abstand der wichtigste Wirtschaftszweig des kleinen Orts war, mit bis zu 40 Meistern und 10 Lagerstätten an der Donau. 1901 wurden 39 Mülhsteinbrüche in der Monarchie aufgelistet, Perg gehörte da mit einer Kapazität von 2000 Steinen pro Jahr bereits zur Oberliga der größten Betriebe in Österreich. Der nächstgrößere Steinbruch befand sich in Böhmen. In Konkurrenz stand Perg vor allem zu Frankreich, die „Champagnersteine“ aus französischem La Ferté Quarz waren qualitativ unschlagbar.

In den 1930er-Jahren wurde der letzte Mülhstein im „Scherer-Steinbruch“ von Perg herausgeschlagen. Der langsame Niedergang der Mülhsteinindustrie hatte sich jedoch bereits im 19. Jahrhundert abgezeichnet. Mit der Erfindung der Walzenstühle breitete sich eine revolutionäre neue Technologie im Müllerei-Wesen aus. Die schwere Arbeit der Mülhsteinbrecher war damit Vergangenheit geworden. Die Steinmüllerei kam zum Erliegen. Einzelne Mühlen und Bäckereien greifen heute wieder auf die alte Technik zurück: Ihr Mehl gilt als besonders bekömmlich. Doch das Wissen um die Gewinnung von Mülhsteinen ist weitgehend verloren gegangen.

Der Umbruch ging ganz glatt vonstatten

Wenig Widerstand an der Grazer Universität im März 1938.

VON HANS WERNER SCHEIDL

„Die Hand jedem Willigen – Bekenntnis zum Führer“: Die Grazer „Tagespost“ meldete das erstaunliche Ereignis am 31. März 1938 in gebührend großer Aufmachung: Erwin Schrödinger, ordentlicher Professor für theoretische Physik, Nobelpreisträger 1933, appellierte an die „Volksgenossen“, bei der bevorstehenden Volksabstimmung über den „Anschluss“ Österreichs an Hitlers Deutschland mit Ja zu stimmen. Warum das so kam, warum der bekannte Nazi-Gegner nicht sofort von der Grazer Universität entfernt wurde, erklärt Alois Kernbauer in einer umfangreichen Studie.

Die neue NS-Universitätsleitung hatte nämlich größtes Interesse, dass ihr wenigstens einer ihrer Nobelpreisträger erhalten blieb. Denn Otto Loewi und Viktor Franz Hess war die Lehrbefugnis bereits entzogen. Beide, Loewi aus rassistischen Gründen, Hess aus ideologischen Gründen (katholischer NS-Gegner), mussten ihr Nobelpreisgeld zuvor abliefern, bevor man sie ausreisen ließ. Schrödinger hingegen durfte noch bleiben. Aber nicht allzu lang. Wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ wurde der Vielgeehrte Ende August 1938 in den Ruhestand versetzt, er ging nach Dublin, wo er ab 1943 seine berühmt gewordenen „lectures“ am Trinity College hielt. Erst ab 1956 näherte er sich Österreich wieder, kam oft nach Alpbach, wo er auch beigesetzt wurde.

Radikale Studenten

Nicht nur die Lebensläufe der in Graz lehrenden Kapazitäten schildert Alois Kernbauer ausführlich und detailgetreu, er erklärt auch die eigenartige politische Stimmungslage, die vor den Tagen des „Anschlusses“ in der „Stadt der Volkserhebung“ herrschte. Noch am 8. März hatte das Wiener Unterrichtsministerium in einem letzten vergeblichen Versuch der Studentenschaft verboten, Abzeichen und Farben der Nationalsozialisten zu tragen, auch der „Deutsche Gruß“ sei untersagt. Kernbauer: „Der Erlass langte am 10. März in Graz ein und hatte keinerlei Auswirkungen auf das Geschehen.“

Denn längst hatte der damalige Zeitgeist von den Studenten Besitz ergriffen. Der Autor: „Während Universitätsangestellte mit ihrem ideologischen Bekenntnis zurückhaltend waren, bekannten sich die Studenten offen zum Nationalsozialismus, störten Vorlesungen und setzten Aktionen gegen Universitätslehrer, die sich zum Dollfuß-Schuschnigg-Regime bekannten.“

Der Umbruch vollzog sich innerhalb von wenigen Tagen, die Studenten traten demonstrativ in SA-Uniform zu Prüfungen an, was der Rektor per „Ersuchen“ abstellen wollte. Das nützte freilich gar nichts. Die Studentenfürhrung übernahm immer direkter die Planungshoheit über den Lehrbetrieb. Denn SA-Pflichttermine überschritten sich immer öfter mit Vorlesungen oder Übungen.

Schon am 17. März trat eine neue Universitätsleitung zur Sitzung zusammen. Ein Antrag lautete, die Dokorate der beiden Funktionäre der Vaterländischen Front, Karl Maria Stepan und Alfons Gorbach, abzuerkennen (Stepan war Landeshauptmann, Gorbach wurde nach dem Krieg Landtagspräsident und Bundeskanzler. Beide wurden von den Nazis in Konzentrationslager verschleppt). Und am 3. Juni machte die Reichsorganisationsleitung der NSDAP die Universitäten aufmerksam, dass man zwei Bildtafeln „preiswert“ erwerben könne, die Symbole, Uniformen und Abzeichen der Partei darstellten. Man lernte rasch...



Alois Kernbauer
„Der Nationalsozialismus im Mikrokosmos“
Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz
918 S., 39,80 €